



Maßarbeit: Seit vier Generationen macht die Familie Ferster schon Hüte. Begonnen hat alles in Wiesbaden.

Es kommt auf die Höhe an und die Krempe, aufs Band und aufs Material - Hut ist nicht gleich Hut und will mit viel Liebe geformt sein. Die orthodoxen Juden tragen ihn schon immer und werden das auch weiter tun. Denn jedes Exemplar erzählt Geschichte.

*Aus Jerusalem
berichtet Gil Yaron*

Wenn es um den Kopf geht, kommt der Rabbi selbst vorbei

Gewöhnlich schaut der Schalk aus seinen Augen. Doch jetzt eilt Abraham Ferster auf einmal zu dem neuen Kunden am Tresen. „Das ist ein sehr namhafter Rabbiner“, flüstert er ehrfurchtsvoll. Er wolle seinen Hut reparieren lassen, sagt der ältere Herr. Obwohl der Rabbiner ein vielbeschäftigter Mann ist, kümmert er sich lieber selbst darum. Denn was für viele Deutsche das Auto ist, ist den Haredim, den „Gottesfürchtigen“, wie die ultraorthodoxen Juden sich in Israel nennen, ihre Kopfbedeckung.

Selbst viele Israelis können zwischen den verschiedenen Gruppierungen der Ultraorthodoxen nicht unterscheiden und werfen die Gläubigen mit den schwarzen Kaftanen und langen Schläfenlocken meist alle in einen Topf. Einem Kenner wie Abraham Ferster jedoch klingt diese Verallgemeinerung wie der Vergleich zwischen einer Limousine und einer Kutsche. Die hätten ja auch alle vier Räder und eine Sitzbank, sagt er. „Es liegen Welten zwischen den Gruppen der Haredim, und jede hat ihren eigenen Hut“, sagt der 29 Jahre alte Hutmacher, der in Jerusalem die Fabrik seiner Familie im orthodoxen Stadtviertel Mea Shearim leitet. „Niemand kann sich als Haredi verkleiden, er würde sofort auffliegen.“ Die Kombination von Hut, Strümpfen, Bartschnitt und Schläfenlocken demonstriert, zu welcher Strömung man gehört. Statussymbol und Ausdruck einer

Weltanschauung zugleich, liefert eine Kopfbedeckung den Haredim mehr Information als ein biometrischer Ausweis.

Seit vier Generationen versorgen die Fersters Haredim mit Hüten. Abrahams Urgroßvater Abraham Josef Ferster begründete 1912 in Warschau die kopflastige Dynastie. Nach dem Ersten Weltkrieg musste er fliehen. Die polnischen Behörden waren auf ihrer Jagd nach einem deutschen Spion ähnlichen Namens auf den Hutmacher gestoßen und verdächtigten ihn, der gesuchte Agent zu sein. Seine Flucht führte ihn nach Wiesbaden, wo Ferster seine ersten geschäftlichen Erfolge verbuchte. Schon 1932 erkannte der junge Mann die Gefahr, die von den Nationalsozialisten ausging, und flüchtete mit Frau und sechs Kindern nach Jerusalem. Hier eröffnete er auf der Ben-Jehuda-Straße sein erstes Geschäft, die lange als die schickste Geschäftsmeile im jüdischen Westjerusalem galt. Doch der jahrelange Terror der zweiten Intifada, nicht enden wollende Bauarbeiten für die Straßenbahn und die Konkurrenz vollklimatisierter Einkaufszentren versetzten der edlen Fußgängerzone einen schweren Schlag, von dem sie sich heute nur langsam erholt. Zwischen einem Souvenirladen und einem Taschengeschäft hält Israel Ferster, der Großvater von Abraham Ferster, in der ersten Filiale des Familienunternehmens seit Jahrzehnten die Stellung.

Die Schirmmützen und far-

bigen Hüte in den überfüllten Regalen verbreiten eine bittersüße Nostalgie. Einst, als Hüte noch zur Grundausstattung modischer Männer gehörten, kauften hier die wichtigsten Politiker Israels ihre Kopfbedeckung. Der erste Premier David Ben Gurion war ebenso Kunde wie Menachem Begin. Jetzt schaut nur noch gelegentlich Kundschaft vorbei, meist sind es ältere Herren, die einen Sonnenschutz für ihren inzwischen haarlosen Kopf suchen. Sie probieren fünf verschiedene Schirmmützen aus und schachern dann mit dem langsam dahinschlurfenden und stets freundlich lächelnden Israel Ferster um die zehn Euro teuren Hüte.

Das Hauptquartier der Fersters Hegt inzwischen in Mea Shearim, wo die Haredim an ihrer jahrhun-

dertealten Kleiderordnung festhalten. Ein unscheinbarer Gang führt von der Hauptstraße in die größte der sieben Filialen des Unternehmens. Im vom kalten Neonlicht durchfluteten Ausstellungsraum im Parterre stehen schwarze „Fedoras“ säuberlich gestapelt auf geweihten Regalen. Bei Fersters heißen diese weichen Filzhüte „Kneitsch“, eines der wenigen jiddischen Worte, die im Geschäft benutzt werden. Die Zeit aus Wiesbaden hat sich in der Fachsprache niedergeschlagen, die sich frei des Deutschen bedient: Den Kranz, auf dem die Hüte stehen, nennen die israelischen Verkäufer „Untersatz“, die Hutkrempe „Rand“ und einen gebogenen Hutrand „Roll“. „Das sind die Hüte der ‚Litauer‘“, sagt Urenkel Abraham Ferster, der diese Filiale leitet. Die Litauer gelten als

nüchterne und gebildete Haredim. Sie sind das Gegenstück der Hassidim, Anhänger einer Bewegung aus dem Russland des 18. Jahrhunderts, die die Lebensfreude und die mystische Verbindung zwischen Rabbinern und ihren Anhängern betonten. Hassidim setzen auf Inbrunst, Litauer halten hingegen ein hartes Bibelstudium für den besten Weg, um Gottes Gebote zu erfüllen. „Bei den Litauern gibt es durchaus ein Modebewusstsein“, sagt Abraham Ferster. Das weiß der Geschäftsmann zu nutzen: „Hier ändert sich die Mode. Mal ist die Krempe breiter, mal schmaler; mal der Hut höher, mal niedriger.“ Da es unter Haredim keine Modemagazine gibt, sei sein Laden der „Trendsetter“ der Litauer Modewelt, sagt der junge Direktor mit einem verschmitzten Lächeln.

Wenn Abraham Ferster in den Keller seines Geschäftes hinabsteigt, leuchten seine Augen: „Hier unten ist die Welt der Hassidim, jeder Hut ist anders.“ Suchen die Litauer im Parterre nach der modischsten Neuerung, gilt den Hassidim im Keller „modisch“ als Schimpfwort. Drei Dinge, so behauptet eine Auslegung der Bibel, habe Gott einst dazu bewegt, sein Volk aus der Sklaverei in Ägypten zu retten. Er habe die Juden befreit, weil sie ihre Namen, ihre Sprache und ihre Tracht bewahrt hätten. Jerucham Kloisner, der als Verkäufer im Geschäft arbeitet, ist sich deswegen absolut sicher: „Bei uns Juden hat sich seit tausend Jahren nichts



Abgrundtiefe Unterschiede: *Abraham Ferster*



Die Urenkelgeneration: Moshe Ferster beim Bügeln



Der Großvater: Israel Ferster hält in Jerusalem auf der Ben-Jehuda-Straße die Stellung.

verändert, und nichts wird sich je verändern.“ Deswegen wollen die Hassidim, sagt Abraham Ferster, „genau den gleichen Hut wie ihr Großvater“.

Seine Angestellten müssen genau wissen, wem sie welchen Hut anbieten können. Die Hassidim teilen sich in verschiedene Höfe auf. Heute gibt es Hunderte Strömungen, manche mit ein paar, andere mit Zehntausenden Anhängern, die sich um einen Rabbiner scharen. Sie unterscheiden sich in Bräuchen, Gebeten und in ihrer Kleidung. „Niemand würde der Hassid einer Strömung

eine Frau von einem anderen hassidischen Hof heiraten“, sagt Abraham Ferster, der den Belser Hassidim angehört. Kleinste Differenzen an der Krempe, am Hutband, Höhe oder Material geben die Herkunft der Hassidim an. Die militanten Anhänger von Toldot Aharon etwa tragen den flachen „Super“. „Wir Belser und die Wischnitzer hingegen tragen denselben runden Hut, unsere Hutbandschleife ist aber links, die der Wischnitzer rechts.“

Zwischen 160 und 250 Euro kann so ein Hut kosten. „Das ist nicht viel, vor allem wenn man

bedenkt, dass ein Hut 25 Händepaare durchläuft, bevor er auf den Kopf eines Kunden gelangt.“ Hinter der Theke im Keller erstreckt sich Abraham Fersters Reich. Hier befinden sich Fabrik und Hutreparaturwerkstatt. Zwar lassen die Fersters inzwischen die meisten Hüte in ihrer Fabrik in Ungarn herstellen. Besondere oder maßgeschneiderte Hüte fertigt Abraham Ferster aber immer noch von Hand.

Am Lieferanteneingang liegt ein Stapel Rohlinge. Es sind unförmige, hohe Hexenhüte aus weichem Filz. „Spanien und Ost-

europa sind heute die wichtigsten Lieferanten von Hasen- und Kaninchenhaaren, der Grundstoff, aus dem Filz besteht“, sagt Abraham Ferster. Die geschorenen Haare werden mit Hilfe von Seife und Dampf zu einer Matte gepresst, der man später mit dem richtigen Druck und Dampf jede beliebige Form verpassen kann. Als Erstes gibt Abraham Ferster den Rohling in eine Maschine, die dem Hexenhut dank Hunderter verschiedener Bleiformen seine endgültige Form geben soll. „Man glaubt ja gar nicht, wie viele verschiedene Kopfformen

es gibt“, sagt Mosche Ferster, der ebenfalls hier arbeitet. „Die Juden aus arabischen Ländern haben meist einen flachen Hinterkopf, amerikanische Juden einen Riesenschädel“, sagt Abraham Ferster, bevor er die riesige Maschine betätigt, aus der in dichten Wolken heißer Dampf zischt.

Danach wird ein Lederband in den Hut genäht. Das stabilisiert den Hut, sonst würde er seine Form verlieren. Nachdem ein seidenes Futter eingeklebt wird, gehen die Hutmacher zum nächsten, entscheidenden Produktionsschritt über, denn noch

schlottert die Hutkrempe unförmig herum. Auf zig Regalen stapeln sich unzählige hölzerne, handgefertigte Holzformen. Sie dienen als Untersatz, auf denen die vorher eingeleimten und zurechtgestutzten Hutkrempen mit einem schweren, selbstgebastelten Bügeleisen gebügelt werden. Das Rezept des Leims ist ein Geschäftsgeheimnis. Die Fersters achten sorgsam darauf, dass keine der nach Terpentin duftenden Flüssigkeiten identifiziert werden können. Sie leben davon, dass die Haredim immer wieder versuchen, ihre Hüte zu reparieren, und damit ruinieren. Reparaturen sind ein wichtiger Teil des Alltagsgeschäfts. Alle paar Minuten wird vom Geschäft ein dreckiger oder eingedellter Hut in die Fabrik geschoben, den Abraham oder Mosche Ferster dann mit Dampf und ihren geheimen Tinkturen wieder in Form bringen.

Auch wenn die Krempe von alleine steht und wie erwünscht gebogen ist, ist der Hut noch nicht fertig. Im Hintergrund näht der 84 Jahre alte Isidor Sissovitze eigens bestellten Hutbänder an. Der taube Holocaustüberlebende spielt mit seiner fünfzig Jahre alten Nähmaschine die knatternd eintönige Hintergrundmusik. Abraham zwinkert und zeigt auf die Nähmaschine: „Die alte Pfaff ist übrigens zweckentfremdet. Sie wurde eigentlich entwickelt, um Büstenhalter zu nähen.“ „Selbst

bei den Hutbändern gibt es große Unterschiede“, sagt Mosche. Die Hassidim verlangen simple, einfarbige Bänder, bei Litauern darf schon mal ein kleiner silberner Schmuck an der Schleife hängen.

Der Augenblick, in dem ein Haredi beginnt, einen Hut zu tragen, markiert einen Wendepunkt in seinem Leben. Manche Gruppierungen gestatten die prestigeträchtige Kopfbedeckung bereits im Alter von dreizehn Jahren, wenn die Jungen Barmizva feiern, also religiös gesehen volljährig werden. In anderen Strömungen berechtigt erst die Hochzeit einen Mann dazu, einen Hut zu tragen. Im Hut spiegelt sich nicht nur Zugehörigkeit, sondern auch gesellschaftlicher Status. Vielleicht beschreibt Fersters Hutkatalog deswegen fast jedes Exemplar als „sehr ehrwürdig“. Einzig der „Brandolino“ sei „besonders prachtvoll und beeindruckend, wie es sich für einen Bräutigam ziemt“, heißt es im Prospekt. Kein Hut jedoch gilt als so prestigeträchtig wie der edle „Homburg“, das Flaggschiff der Hüte, der hohen Gelehrten und angesehenen Rabbinern vorbehalten ist. Vorsichtig holt Abraham Ferster das matt schimmernde Glanzstück aus dem Hutkarton hervor. Nur allgemein respektierte Rabbiner wagen es, so einen Hut zu tragen. „Wenn ein junger Bursche so etwas auf der Straße aufsetzte, würden ihn alle fragen, ob Karneval ist.“



Ungewohnt: *Ganz in Weiß*

Hinter der Theke bewahrt der Verkäufer Kloisner ein ganz besonderes Stück auf. Man darf es nicht anfassen, Kloisner will es nicht einmal aus der Schachtel nehmen, sondern lässt Interessenten nur aus der Ferne einen Blick auf den

Inhalt werfen. Fast alle Haredim tragen Schwarz, nur diejenigen, die sich mit der jüdischen Mystik Kabbala lange genug befasst haben, kleiden sich ganz in Weiß. „Die schwarzen Hüte werden gefärbt, aber einen schneeweißen Hut kann man nur aus völlig weißen Hasenhaaren machen“, sagt Kloisner, der sich Handschuhe übergezogen hat und vorsichtig den Karton öffnet. Er wird Kunden erst überreicht, nachdem sie bezahlt haben. Mit dem Kauf erlischt die Garantie.

Selbst teure Hüte sind kein langlebiges Produkt. „Wir geben

zwei Jahre Garantie auf unsere Produkte, aber nur unter der Bedingung, dass der Kunde den Hut nie aufsetzt und hier im Laden lässt“, sagt Kloisner und schmunzelt. Selbst die härtesten Qualitätshüte leiden unter den Witterungsbedingungen. Die Mittagssonne bleicht sie aus, Regen verformt sie, auf dem Schwarz ist jeder Fleck gut zu sehen. Da hilft es auch nicht viel, die teuren Stücke im Winter nur unter übergestülpten Plastiktüten zu tragen. Die Fersters vertrauen deswegen darauf, dass selbst ihre berühmtesten Kunden auch in Zukunft persönlich wiederkommen müssen.

aus:

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 27.12.09